

„Alle Noten bringen mich nicht aus den Nöthen!!“. Beethoven und das Geld

Sonderausstellung des Beethoven-Hauses Bonn in Zusammenarbeit mit dem Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien und der Oesterreichischen Nationalbank 13. Mai bis 25. August 2005

Die Sonderausstellung beschäftigt sich mit der Frage, mit welchen Mitteln und Wegen Ludwig van Beethoven als freischaffender Künstler ohne feste Anstellung seinen Lebensunterhalt finanzierte. Aus einem schlaglichtartigen Überblick zu den damaligen Lebenshaltungskosten einerseits und Beethovens Einnahmequellen andererseits entwickelt sich ein Bild seiner ökonomischen Verhältnisse. Eingestreut sind die zeitgenössischen Zahlungsmittel, Kupfer-, Silber- und Goldmünzen sowie unterschiedliche Banknoten.

Beethovens *Weg vom Hofmusiker zum freischaffenden Künstler* beginnt in seiner Heimatstadt. Schon früh, bereits mit 12 Jahren, vertrat er den Hoforganisten Neefe, bereits kurze Zeit später wurde er als zweiter Hoforganist fest angestellt. Quittungen für erste Gehaltszahlungen sind in der Vitrine in **Raum 2** zu sehen. Ausgestattet mit einem Stipendium von 100 Dukaten jährlich schickte ihn sein Dienstherr, Kurfürst Maximilian Franz, 1792 zu einem Studienaufenthalt nach Wien, von dem er nie wieder nach Bonn zurückkehren sollte. Schnell knüpfte er gute Kontakte und führte sich erfolgreich in die kunstliebenden aristokratischen Kreise der Musikmetropole ein. **Raum 7 (Vitrine 1)**: Wie der Brief an seinen Bonner Freund Franz Gerhard Wegeler belegt, setzte ihm Fürst Karl von Lichnowsky im Jahr 1800 sogar ein Jahresgehalt von 600 Gulden aus, das gezahlt werden sollte, bis Beethoven ein sicheres Einkommen hätte. Aber es sollte anders kommen.

Nach einem erfolglosen Anstellungsgesuch bei der k. k. Hoftheater-Direktion erhielt Beethoven 1808 das Angebot von Napoleons Bruder König Jérôme Bonaparte, für das großzügige Gehalt von 600 Dukaten (2600 Gulden Konventionsgeld Silbermünze C.M.) jährlich als Kapellmeister an den Kasseler Hof zu kommen. Er hatte die Entscheidung, das Angebot anzunehmen, wohl bereits gefällt (siehe Brief an Breitkopf & Härtel in **Vitrine 2**), als sich drei adelige Gönner zusammenschlossen, um Beethoven mit einem „Arbeitsstipendium“ von 4000 Gulden in Bancozetteln (1620 Gulden C.M.) jährlich in Wien zu halten. Fürst Lobkowitz, Fürst Kinsky und Erzherzog Rudolph unterzeichneten im Frühjahr 1809 den so genannten *Rentenvertrag*, von dem Entwurf und Reinschrift zu sehen sind. Aus Dankbarkeit widmete Beethoven seinen Gönnern verschiedene Werke. Die Erzherzog Rudolph zugedachte Klaviersonate op. 81a, deren Autograph in **Vitrine 3** ausgestellt ist, thematisiert in ihren drei Sätzen konkret den Weggang, die Abwesenheit und die Rückkehr Erzherzog Rudolphs von bzw. nach Wien im Zuge der Kriegsereignisse 1809. Auf das Titelblatt schrieb Beethoven eigenhändig: „Das Lebe Wohl / Wien am 4ten May 1809 / bei der Abreise S[einer] Kaiserl[ichen] Hoheit / des Verehrten Erzherzogs / Rudolf.“ Glaubte Beethoven nun, eine sichere Basis gefunden zu haben, auf der er sich, aller materiellen Sorgen enthoben, ganz seiner Kunst widmen konnte, so belehrte ihn die Wirklichkeit schnell eines Schlechteren. Die durch die massenhafte Ausgabe von ungedecktem Papiergeld zur Finanzierung der Kriege gegen Napoleon ausgelöste astronomische Inflation und schließlich der „Staatsbankrott“ hielten Beethovens ökonomische Verhältnisse in unruhigem Fahrwasser. Im Februar 1811 verfügte Kaiser Franz I. die Herabsetzung des umlaufenden Papiergeldes auf ein Fünftel seines Nominalwertes. Die bisherigen „Bancozettel“ mussten entsprechend in neue „Einlösungsscheine Wiener Währung“ (**Vitrine 4**) umgetauscht werden. Mit Hilfe einer Skala (wie das Patent selbst an der Wand hängend) wurde der neue Wert von Renten, Pensionen etc. berechnet. Der einzige, der Beethovens Bitte, den vollen Wert der „Rente“ in Einlösungsscheinen zu zahlen, nachgab,

war Erzherzog Rudolph. Eine Quittung für eine Auszahlung liegt in **Vitrine 5**. Aus verschiedenen Gründen erhielt der Komponist in den folgenden drei Jahren 1812 bis 1814 sogar überhaupt keine Zahlungen der beiden Fürsten. Nach einem tragischen Reitunfall mit tödlichem Ausgang zogen sich die komplizierten Verhandlungen mit den Rechtsvertretern der Erben Kinsky lange hin. Fürst Lobkowitz hingegen war hoch verschuldet, und Beethovens Klage auf Auszahlung wurde erst nach einem Berufungsverfahren stattgegeben. Beide Gerichtsverfahren sind mit verschiedenen Briefen und Urteilen dokumentiert.

Die beiden folgenden **Vitrinen 6 und 7** sowie die Lebensmittelpreislisten an der Wand geben Auskunft über *Beethovens Lebenshaltungskosten*. Um wenigstens die Grundnahrungsmittel für alle verfügbar zu halten, wurden deren Preise staatlich reglementiert („Übersicht der Satzungen“). Beethoven berichtet in verschiedenen Briefen über die allgemeine Teuerung, die sich auch auf die Mieten niederschlug. Nach dem Tod seines Bruders Kaspar Karl übernahm Beethoven die Vormundschaft für seinen Neffen Karl, was zusätzliche Kosten mit sich brachte. Diesbezüglich schloss er mit seiner Schwägerin einen Vertrag, der in **Vitrine 7** zu sehen ist. In Haushaltsbüchern notierten Beethovens Bedienstete die Ausgaben für Lebensmittel, die er stets nachrechnete. (Eine Klavierpreisliste befindet sich bei den Flügeln in Raum 8.)

Die **Vitrinen 8 und 9** geben Einblick in *Beethovens Vermögensverhältnisse*. Mutet schon der Beginn der Beziehung zu Sigmund Anton Steiner als Verleger heute etwas merkwürdig an - Beethoven musste ihm aufgrund eines gerichtlichen Urteils die Klaviersonate e-moll op. 90 (Autograph siehe **Vitrine 8**) zur Schuldentilgung überlassen – , so nutzte Beethoven Steiner auch als „Bankersatz“, indem er dort sowohl Darlehen aufnahm, als auch Gelder anlegte. Der als unabhängige Aktiengesellschaft am 1. Juni 1816 gegründeten Oesterreichischen Nationalbank (Patent in **Vitrine 9**) gelang es bald, die Währung zu stabilisieren. Bis 1847 konnte die „Wiener Währung“ zu dem festgelegten Kurs von 2,5:1 fast zur Gänze in die bewährte Konventionswährung (Silbermünzen) eingetauscht werden. Von dem vormals bei Steiner angelegten „kleinen Kapital“ von 4000 Gulden kaufte Beethoven acht Bankaktien als Rücklagen für seinen Neffen. Eine der beiden Aktien, die sich heute in der Oesterreichischen Nationalbank befinden, ist in **Vitrine 9** zu sehen, ebenso die Holzkassette, in der Beethovens Freunde nach seinem Tod die Aktien fanden, die rund 73% seines nachgelassenen Vermögens ausmachten. Beethoven nutzte die Aktien immer wieder als Sicherheit für Darlehen. Das Zitat, das der Ausstellung den Titel gab, stammt aus einem Brief Beethovens an den Oberbuchhalter der k.k. privilegierten Oesterreichischen Nationalbank Franz Salzmann, in dem Beethoven ihn nach den Terminen für die Auszahlung der Dividende fragt. Ein ähnliches Wortspiel verwendete Beethoven in dem Kanon für seinen Arzt Dr. Anton Braunhofer: „Doktor, sperrt das Tor dem Tod – Note hilft auch aus der Not“.

Vitrine 10 vor Raum 7 gibt einen kleinen Einblick in das zu Beethovens Zeiten nicht minder als heute komplizierte und sich ständig wandelnde *Steuersystem*. Dass Beethoven sich damit nicht eben gründlich auseinandersetzte, zeigt seine arg verkürzte Formulierung für die Erhebung der Klassensteuer. Sein Bruder Kaspar Karl arbeitete übrigens bei der Steuerbehörde.

In **Raum 12** (am Ende des Rundgangs im Erdgeschoss rechts) werden in drei Abteilungen Beethovens Einnahmemöglichkeiten dargelegt. Eine der wichtigsten *Einnahmequellen*, wenn nicht gar die wichtigste, waren die Honorare, die er von seinen *Verlegern* erhielt. Diese waren beträchtlich und weit höher, als sie die allermeisten seiner Kollegen erzielen konnten. Aus der Vielzahl von Korrespondenz und Verlagsverträgen sind drei Geschichten herausgegriffen, die die Probleme, die im Geschäftsleben durch das kaum durchschaubare Dickicht aus

unterschiedlichen Währungen, Wechselkursen u.ä. hervorgerufen wurden, besonders gut verdeutlichen. In der Korrespondenz mit dem Leipziger Verlag Breitkopf & Härtel in **Vitrine 11** geht es um folgende Kompositionen: das Oratorium „Christus am Ölberg“ op. 85, die Oper „Leonore“ op. 72 und die Messe C-Dur op. 86. Entgegen der Abmachung hatte ihm der Verlag den vereinbarten Betrag von 250 Gulden Konventionsmünze vollständig in Bancozetteln angewiesen. Unter Hinweis auf die starke Inflation (und Schilderung der Notlage in Wien) bittet Beethoven nun darum, die Bancozettel zurückzunehmen bzw. zumindest die Hälfte des Honorars in Konventionsgeld Silbermünze bereitzustellen.

Beethoven ging bald dazu über, seine Werke gleichzeitig mehreren Verlegern für deren jeweiligen mehr oder minder geschützten Markt anzubieten. Die Ausgaben sollten allerdings gleichzeitig erscheinen, damit kein Verleger einen Schaden erlitt. Ferdinand Ries und Johann Peter Salomon vertraten ihn bei seinen Verhandlungen mit englischen Verlegern. 1816 verkaufte er die Klavierauszüge der 7. Sinfonie op. 92 und der überaus erfolgreichen Schlachtensinfonie „Wellingtons Sieg oder die Schlacht bei Vittoria“ op. 91 (**Vitrine 11**) sowie das Klaviertrio op. 97 und die Violinsonate op. 96 (**Vitrine 12**) an den Londoner Verleger Robert Birchall für 130 holländische Dukaten. Die Eigentumsbestätigung liegt ebenfalls in Vitrine 12. Über Ries verlangte er für die hohen Porto- und Kopiaturausgaben zusätzlich 10 holländische Dukaten. Ein Jahr zuvor hatte Beethoven Salomon gebeten, die Werke in London anzubieten, da ihm bevorstehe, „daß mein Gehalt zum 2tenmal zu Nichts werde“. Tatsächlich war in der Zwischenzeit auch das neue Papiergeld drastisch vermehrt worden; zur Umgehung des Februarpatents, das eine Erhöhung der Einlösungsscheine verbot, hatte man die neue Ausgabe als Vorgriff auf Steuereinnahmen als „Antizipationsscheine“ deklariert.

Die komplexesten und zugleich auch bedenklichsten Verkaufsbemühungen unternahm Beethoven ausgerechnet bei seiner größten kirchenmusikalischen Komposition, der Missa solemnis, die er damals auch als sein bedeutendstes Werk ansah. Zunächst einigte er sich mit seinem alten Bonner Kollegen Nikolaus Simrock auf ein Honorar von 100 Louis d'or, übrigens fast drei Jahre vor der Fertigstellung des Werkes. Obwohl Simrock mehrfach betont hatte, dass er den Wert des Louis d'or mit dem Friedrich d'or bzw. der Pistole gleichsetze (dessen Wert 7,5 Gulden C.M. entsprach), fühlte Beethoven sich letztlich übervorteilt, da er selbst stets von 9 Gulden ausgegangen war. So hatte er sich denn auch von seinem Freund Franz Brentano einen Vorschuss von 900 Gulden C.M. auf das Honorar geben lassen, den er erst drei Jahre später zurückzahlen konnte (Korrespondenz in Vitrine 12). Nun nahm Beethoven zeitgleich Verhandlungen mit weiteren Verlegern auf, bald waren es sieben verschiedene. Schließlich wurde die Messe 1824 für 1000 Gulden C.M. an den Verlag Schott in Mainz verkauft, gemeinsam mit der 9. Sinfonie, die 600 Gulden C.M. einbrachte.

Wie damals durchaus üblich betätigte sich Beethoven auch als *Konzertveranstalter*. Das erste Konzert zu seinen eigenen Gunsten (Beethoven veranstaltete insgesamt acht sogenannte Akademien) fand am 2. April 1800 im Wiener Hofburgtheater statt (Anschlagzettel an der Wand). Besonders erfolgreich waren wohl die beiden Akademien am 29. November und am 2. Dezember 1814 vor den zum Wiener Kongress versammelten Staatsoberhäuptern. Auf dem Programm stand die Uraufführung der bombastischen Kantate „Der glorreiche Augenblick“ op. 136 und die den patriotischen Nerv der Zeit treffende Schlachtensinfonie „Wellingtons Sieg oder die Schlacht bei Vittoria“ op. 91 (**Vitrine 13**). Wie die Wiener Friedensblätter berichten, erhielt Beethoven von der russischen Zarin ein „grossmüthiges Geschenk von 200 Dukaten“. Möglicherweise war dies ausschlaggebend für die Komposition und Widmung der Polonaise für Klavier op. 89, deren Erstausgabe in **Vitrine 14** zu sehen ist. In der Folge erhielt Beethoven noch ein großzügiges Widmungsgeschenk von 50 Dukaten, außerdem bedachte die

Zarin ihn nachträglich mit 100 Dukaten für die bereits 1803 ihrem Gatten Zar Alexander I. gewidmeten Violinsonaten op. 30. Dies sind aber wohl die einzigen *Widmungen*, die sich direkt in klingender Münze ausgezahlt haben. Mehrere Versuche, ein Dankgeschenk vom Prinzregenten von England, dem späteren König George IV., für die Widmung von „Wellingtons Sieg“ zu erhalten, blieben erfolglos, obwohl das Werk schon aus dem Widmungsexemplar öffentlich im Drury-Lane Theater aufgeführt wurde (Anschlagzettel). Neben einigen wenigen erfüllten *Auftragswerken* wie den drei späten Streichquartetten für den russischen Fürsten Galitzin – je Werk erhielt Beethoven 50 Dukaten (anschließend vom Verleger zusätzlich 80 Dukaten) – und Schauspielmusiken für mehrere Theater findet sich auch ein nicht erfüllter Auftrag, der allerdings ob der Höhe des Honorars besonders herausragt. Die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien bat Beethoven um die Komposition eines Oratoriums zu Joseph Carl Bernards Text „Der Sieg des Kreuzes“, wofür ihm 300 Dukaten zugestanden wurden. Die Gesellschaft wollte das Werk nur für ein Jahr beanspruchen und keinerlei Eigentumsrecht daran geltend machen; die Komposition wäre für Beethoven also finanziell garantiert ein Erfolg gewesen. Obwohl er schon 400 Gulden in Wiener Währung als Anzahlung entgegengenommen hatte, führte er den Auftrag letztlich nicht aus, da er mit dem Textbuch unzufrieden war. Die Kunst, nicht das Geld regierte letztlich seine Welt.

Nicole Kämpken